

Bericht

Claudia Schulz

Symposium „Afrikanische Aussichten“. In memoriam Albert Wirz

20.-21. Februar 2004, Seminar für Afrikawissenschaften
der Humboldt-Universität zu Berlin

Albert Wirz, der bis zu seinem Tod im Mai 2003 Geschichte Afrikas an der Humboldt-Universität zu Berlin lehrte, war für seine „*Exzellenz, Ironie und Ungeduld*“ (Peter Geschiere, Amsterdam) ebenso bekannt wie für unkonventionelle Forschungs-Themen. So beschäftigte er sich mit der Geschichte Afrikas, des Sklavenhandels, der Imagination des Urwaldes oder der Disziplinierungsgeschichte des Körpers. Dementsprechend wartete das Symposium „Afrikanische Aussichten“, das Achim von Oppen (Berlin), Silke Strickrodt (Berlin) und Andreas Eckert (Hamburg) in Gedenken an Albert Wirz organisiert hatten, mit großer thematischer Vielfalt auf. Wissenschaftler/innen, die sich Wirz verbunden fühlten, präsentierten so unterschiedliche Themen wie Küche und soziale Ordnung (Harald Dehne, Berlin), Hirse-Ernährung der Bemba (Elisabeth Meyer-Renschhausen, Berlin), Plakate als Quelle zur Geschichte Afrikas (Giorgio Miescher, Basel / Lereza Rizzo, Zürich), Afrikanische Unabhängige Kirche in Südafrika (Ulrich van der Heyden, Berlin), Bilder der Kongo-Greuel (Susanne Gehrman, Berlin), Fußball in Pikine, Senegal (Susann Baller, Berlin), Radio in Rwanda 1990 bis 1994 (Christiane Rolchart-Barikukiye, Gießen), Gewalt in französischsprachigen Jugendzeitschriften Westafrikas (Claudia Schulz), Transnationale Familiengeschichten (Kathrin Roller, Berlin) oder Auslandsforscher Schulz-Kampfenkel im Dienste der deutschen Weltpolitik (Holger Stoecker, Berlin).

Obschon sich das Programm ausgesprochen heterogen ausnahm, gelang es den Diskutant/innen die verbindenden Elemente der unterschiedlichen Vorträge konstruktiv und erkenntnisreich herauszustellen. So wurde im Laufe der Tagung ein roter Faden deutlich: der Versuch der Teilnehmer/innen dort Ordnung zu konstruieren und sichtbar werden zu lassen, wo scheinbar Chaos und Unordnung herrschen.

Darüber hinaus fand ein Roundtable-Gespräch zu „Afrikanische Aussichten in und aus den Disziplinen“ statt, das die derzeitige kontroverse Diskussion um die Afrika-Forschung aufgriff. Die Podiumsteilnehmer/innen betonten zunächst die Bedeutung ihrer jeweiligen Disziplin. Carola Lentz (Mainz)

verwies auf die „Fähigkeit zum genauen Hinsehen“ der Ethnolog/innen und zur Mikroanalyse im größeren regionalen wie im globalen Kontext. Lange Zeit sei es die Forschung zu Afrika gewesen, die Innovationen ins Mutterfach, in die Theoriebildung hineingetragen habe. Heute allerdings, so räumte Lentz ein, kämen die innovativen Ideen aus der Forschung über Melanesien. Die Zusammenarbeit mit afrikanischen Forschungspartnern und -institutionen sei wichtig, jedoch bei der Mikroanalyse zunehmend schwierig. Universitär Gebildete wollten keine Feldforschung in den Dörfern machen, die sie gerade verlassen hatten, so dass Kooperationen eigentlich nur mit Lehrern und lokalen Intellektuellen möglich seien. Gerd Spittler (Bayreuth) widersprach dem allerdings vehement und berichtete von gegenteiligen Erfahrungen.

Brigitte Reineke (Berlin) erachtete Sprachen als das wertvollste kulturelle Erbe und unterstrich, dass die Afrika-Linguistik Zugang zu genuinen Sichtweisen der Afrikaner/innen ermögliche. Solide gesellschaftswissenschaftliche Forschung sei ohne Sprachforschung unmöglich, da abseits der städtischen Zentren Gespräche zu 80 Prozent in lokalen Sprachen geführt würden. Empirisch fundierte regionalwissenschaftliche Forschung leiste einen Beitrag zu der allgemeinen Sprachwissenschaft. Das müsse die Mutterdisziplin zur Kenntnis nehmen und sich öffnen. Ebenso wie Lentz betonte Reineke die erforderliche und aktive interdisziplinäre Ausrichtung ihres Faches. Schließlich sei es nur gemeinsam mit anderen Bereichen möglich, ein größeres Verständnis von Zusammenhängen zu erzielen. Dabei stelle sich zum einen die Frage: „Für wen machen wir Forschung, über wen und mit wem?“, zum anderen das Problem, wie afrikanische Kolleg/innen in Projekte integriert werden könnten. Die DFG sei hierbei, so Reineke, im Gegensatz zu der VW-Stiftung und dem DAAD wenig hilfreich.

Für Flora Veit-Wild (Berlin) galt es, die Literaturwissenschaften im Bereich Afrika aus zwei Festschreibungen zu lösen. Erstens, dass Mythen und Märchen Folklore seien; zweitens, dass afrikanische Literatur eine politische, engagierte und sozial aufgeklärte Literatur sein müsse. Veit-Wild erklärte, dass afrikanische Literatur auch unpolitisch, verrückt, surrealistisch und phantastisch sein könne und als eigenständige Literatur verstanden werden müsse. Insofern sei Literaturwissenschaft zum Bindeglied zwischen anderen Disziplinen geworden und keine Bindestrich-Wissenschaft mehr wie in den ersten Jahren ihrer Entstehungsgeschichte.

Darüber hinaus betonten die drei genannten Podiumsteilnehmerinnen, wie wichtig Interdisziplinarität und wie stark sie im täglichen Arbeiten verankert sei. Peter Geschiere (Amsterdam) sprach hingegen damit zusammenhängende Probleme an. Er betonte, dass es gerade im fächerübergreifenden

Austausch wichtig sei, sich in einer Disziplin mit klarem Profil zu verorten. Gleichzeitig machte er jedoch deutlich, wie schwierig es ist, diese Forderung einzulösen. Obschon die Anthropologie/Ethnologie eine erstaunliche Konjunktur habe, stecke das Fach in einer anhaltenden, aber fruchtbaren Krise. Einerseits sei es zu begrüßen, dass „Kultur“ als Erklärung für ökonomische Missstände herangezogen würde, andererseits sei der *cultural turn* mit einer gefährlichen Essentialisierung des Kulturbegriffs einhergegangen. Dabei wäre laut Geschiere ein offenes und dynamisches Verständnis von Kultur erforderlich. Er warnte vor Interdisziplinarität, die zu methodischen Problemen führe, und plädierte stattdessen für Multidisziplinarität. Der *narrative turn* wiederum mache Feldforschung im täglichen Arbeiten schwieriger. Die Frage sei, wie sich empirische Forschung unter diesen Umständen in Zukunft gestalten lasse und ob andere Methoden benötigt werden.

Adam Jones (Leipzig) wies auf ein weiteres Problem der Interdisziplinarität hin. Vertreter/innen einer Disziplin liefen Gefahr, sich „das Falsche“ aus der Nachbardisziplin herauszunehmen. So seien in dieser Hinsicht beispielsweise die Linguistik und Ethnologie eine unheilige Allianz eingegangen – ein Phänomen, das Sarah Pugach *conflation* nenne. Vertreter/innen beider Fächer hätten versucht, Forschung zu betreiben, „die für das andere Fach akzeptabel wäre beziehungsweise die Erkenntnisse aus dem anderen Fach verwendete“ und hätten so „den Buschmann“ als „Rasse“ oder „die Hamiten“ und „die Pygmäen“ hervorgebracht. Jones gab darüber hinaus zu bedenken, dass eine Dichotomisierung zwischen Nord- und Süd-Perspektive die Gefahr eines essentialistischen Insider-Outsider-Konstruktes berge. Dabei hätten viele Standpunkte nichts damit zu tun, ob man in dem einen oder dem anderen Land geboren wurde, sondern würden von anderen Faktoren beeinflusst.

Patrick Harries (Kapstadt/Basel) schilderte die Schwierigkeiten, mit denen Historiker/innen an südafrikanischen Universitäten, die derzeit neu strukturiert werden, zu kämpfen haben. Historiker/innen vernachlässigten selbst die Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, um sich mit aktuellen Problemen wie HIV/Aids zu beschäftigen. Es sei wichtig, in Kooperationen zu investieren und afrikanische Forscher/innen nach Europa zu holen. Joachim Nettelbeck (Berlin) gab zu bedenken, dass afrikanische Wissenschaftler/innen sich Partner wünschten, mit denen sie in einer Disziplin zusammenarbeiten könnten, und nicht als Vertreter Afrikas angesehen werden wollten. Gleichzeitig drückte Nettelbeck seine Verwunderung darüber aus, dass kaum afrikanische Wissenschaftler/innen am Symposium beteiligt waren.

Tatsächlich wurde zwar die Notwendigkeit, mit afrikanischen Wissenschaftler/innen zu kooperieren, mehrfach betont, in dem Programm des Symposiums spiegelte sie sich hingegen kaum wieder. Außer dem in Basel lehrenden Südafrikaner Patrick Harries beteiligten sich nur Europäer/innen mit eigenen Beiträgen. Lag dies laut Flora Veit-Wild (Berlin) an der fehlenden Finanzierung der Tagung, zeigte sich hierin dennoch die Brisanz der von Brigitte Reineke gestellte Frage: Für wen, über wen und mit wem machen wir Forschung?

Hierzu bemerkte Geschiere, man möge sich genauer ansehen, welche Themen afrikanische Wissenschaftler/innen als relevant erachteten – und die Krise der Afrika-Wissenschaften nicht nur als eine der Ressourcen auffassen, sondern auch als eine der Inhalte und der Ausrichtung.

Mehrfach wurde erklärt, die Mutterdisziplinen seien in einer „Bringeschuld“ gegenüber den Regionalwissenschaften. Hans-Jürgen Puhle (Frankfurt am Main) hielt hingegen die Konflikte zwischen Regionalwissenschaften und Mutterdisziplinen für Schlingengefachte. Würde man sich in den Regionalwissenschaften halbwegs einigen, dann sei auch eine Institutionalisierung gegenüber der Politik durchzusetzen. Doch müssten die Wissenschaftler/innen fest in der jeweiligen Mutterdisziplin verankert bleiben, um die besten für die Afrika-Forschung zu gewinnen und um aus dieser Position heraus allen zugängliche, interdisziplinäre und vernetzte Wissenschaft zu betreiben. Noch wichtiger seien jedoch Nord-Süd- und Süd-Süd-Quervernetzungen und -Querschnittsthemen in den unterschiedlichen *area studies*. Albert Wirz hätte ihm zweifellos beigepllichtet.